



Die Macht des Gebetes.

(Schweiz. Kirchenztg.)

Gott ist der Herr der Schlachten. Das hat der Glaube von jeher gewußt, die Erfahrung bestätigt; der 31. März und 1. April hat es wieder recht auffallend bewiesen. Daher das ununterbrochene eifrige Gebet der Katholiken der Schweiz seit dem 8. December des verflossenen Jahres. Was wir in diesen Tagen erfahren, ist jedoch nichts Neues, wir finden ertreuliche Beispiele hievon schon in der Vorzeit. Je mehr der Unglaube es verkennen will, welches Gewicht das fromme Gebet in die Waagschale der Zeitereignisse und der Schicksale der Völker legt, desto mehr fühlen wir uns aufgefordert, einen sprechenden Beweis für die Macht des Gebetes aus der Reformationszeit anzuführen, welche unserer Zeit so nahe verwandt ist. Es schien damals die Zeit gekommen, wo es sich erproben sollte, ob die katholische Religion eine wurzelhafte innerliche Kraft in sich trage, geschöpft aus den Tiefen der Gottheit, um ihre Riesennäse auszubreiten über die Welt und die Unzerstörlichkeit ihres Wesens Angesichts aller Feinde der Erde, trotz aller angehäuften Fäulniß, siegreich zu behaupten. Der deutsche Norden wälzte sich trotzig heran, den Felsen Petri leicht und lustig hinwegzutilgen. Die Eroberungssucht der Türken, dieser Erbfeinde der Christenheit, wurde als Bundesgenosse des Protestantismus aufgerufen; die Flotten Englands und Hollands schlangen sich um die katholischen Kräfte, sie einspinnend wie Doppelschlangen den Leib des Laokoon; die Spanier und Italiener waren in Mißtrauen getheilt, während die verrätherischen Waffen des „allerchristlichsten“ Königs der katholischen Macht die empfindlichsten Wunden schlugen. Die katholische Kirchengewalt, das einzige Heilmittel gegen die einbrechenden Stürme, litt selbst an den Wunden einer feindlichen Zeit, in ihrer Schnellkraft gehemmt durch Anflüge nicht aus Welt. In dieser äußersten Noth barsten die Brunnen der Tiefe, die versiegelten Wasser der Kirche Gottes, aus dem tiefsten Herzen entgegenbrausend der hereinbrechenden Irrlehre. Die göttliche Liebe, durch Gottes Geist im innersten Wesen der Kirche lebendig, schoß züngelnd hervor, wie Feuer, die Stiefel des irdischen Lebens zu reinigen, heilige Seelen berührend mit den Flammenblüthen der religiösen Begeisterung, sie im Sturme der höhern Mystik nordwärts reichend zum Kampfe mit den irren

Geistern des Jahrhunderts. Unter den vielen Gottbegeisterten dieser Zeit, welche in stiller Einsamkeit durch ihr Gebet mächtig auf die Weltgeschichte einwirkten, wollen wir beispielsweise aus Beda Webers vortrefflicher Schrift „Tirol und die Reformation“ *) Giovanna Maria della Croce anführen, welche im Jahre 1603 zu Roveredo das drittgeborene unter sieben Kindern das Licht der Welt erblickte. Ihr Vater, Giuseppe Floriani, vom Bergdorfe Nomesino ob Mori stammend, war ein gesuchter Maler seiner Zeit, vorzüglich historischen Gegenständen zugewandt, mit aller Sorgfalt für die gemeinen Nebenarbeiten seines Berufes, ein überaus fröhlicher Geist mit aller Lebhaftigkeit der italienischen Natur, mit einem Herzen voll Güte und zartester Weichheit, im Besitze eines sehr mäßigen Vermögens. Seine Frau, Girolama, fast sein Gegenstück, entwickelte in ihrem ganzen Wesen fast männliche Kälte, die scharfe unerbittliche Obmacht des stets klaren Verstandes, nie bestochen durch das AnwalLEN eines übermächtigen Gesüßles, dadurch die ordnende Seele des Hauses und der Wirtschaft, um den kostspieligen Bedürfnissen einer theuern Zeit zu genügen, nicht selten heftig gegen alles Ueberprudeln der Empfindung in Andern. Um so freier bewegte sich der Hausvater in den idealen Gebieten der Kunst und Poesie, der liebenswürdigste Schwärmer auf der Oberfläche des Lebens, in sorgloser Behaglichkeit, nicht selten allzu sehr verloren in die Regellosigkeit des genialen Weltgenusses, nicht ganz gefüge dem Rechnungsmaaße seiner Gemahlin. Zwischen beiden Cha alteren, die nur durch herzliche Frömmigkeit vermittelt waren, blühte Giovanna eigenthümlich auf, eine zarte Gedankenblüthe im schwachen Leibe, im Gesichte dem Vater täuschend ähnlich, mit ihrer weichen, feuerfangenden Seele seine beste Seite im verstärkten Uebermaaße ausdrückend, nur in ihren tiefern Lebensgründen vom vorwaltenden Ernste ihrer Mutter gestreift. Zum Mädchen erwachsen, entfaltete sie eine allbewunderte Schönheit, große blonde Locken um das Girund ihres zierlichen Angesichtes im frischesten Incarnat, besonders schöne vollglühende Augen, die mit männlicher Kühnheit und Gedankentiefe über dem allgemeinen Ausdrucke der weiblichen Zartheit leuchteten, mehr gebietend, als

*) Dieses Werk, das 1841 zu Innsbruck bei Wagner erschienen, behandelt die Reformation geschichte aus dem eigentlich religiösen Standpunkte auf höchst merkwürdige Weise.

heimlich anziehend, oft fast unheimlich einschlagend in die irdische
Gemeinheit. Darüber war ein unwiderstehlicher, schwärmerischer
Zug von himmlischer Anmuth und Gefühlschwelgerei ausgegossen,
wie sichtbares Glähen der tiefinnersten Feuerwelt in der bewegten
Seele, all' ihr Erya, alle ihre Bewegungen vergeistigend, ihre
schlanke Gestalt mit Uebermacht nach oben ziehend. Und was der
persönliche Ausdruck äußerlich darstellte, war als bewegendes Mo-
ment im reichlichsten Maasse in ihrer schönen Seele vorhanden.
Abgeneigt dem Rechnungswesen dieser Welt, ohne Sinn für das,
was auf Erden Nutzen und Vortheil heisst, hing sie mit über-
strömender Empfindung, mit der ganz eigenen Frühreife ihres
Geistes an den zarten Bildern ihres frommen Herzens, mit allen
Regungen ihrer Zuneigung hingezogen zu ihrem gleichgestimmten
Vater, in dieser Richtung nicht einmal begünstigt von ihrer Mut-
ter, die ein weltgemäheres Eingehen in die Erwerbsseite des Lebens
von beiden forderte. Floriani hatte bei aller Frömmigkeit aus
seinem jugendlichen Künstlerleben die laute, lustige Weise behalten,
die wir im Kunstleben von Italien noch jetzt antreffen, am besten
geschildert im Decamerone des Boccaccio, und im Leben des Bene-
venuto Cellini, fast eben so reizend für geniale Geister, als an-
gesehen vom Ernste der berechnenden Weltklugheit. In allen
arbeitsfreien Stunden, besonders an Sonntagen, zog es ihn in's
Freie zu Spiel und Unterhaltung mit gleichdenkenden Freunden im
süßen Leichtsinne eines warmen Blutes bei allem Aufwande von
Geist und Kunstschwärmerei, bald auf die Höhen von Isera zur
Spende des berühmten Weins, bald nach Vallunga im Hinter-
grunde des Bolanerktales zu Jagd und Vogelfang, bald auf die
Ruinen von Marco, um dem Többling aller Künstler, dem großen
Dante, eine Libation darzubringen. Dieses zerstreute, weltgemeine
Ausfliegen aus der geistigen Freude der Einsamkeit mißbilligte die
zarte Tochter an ihrem Vater, sie warf sich oft weinend in's
Gebet, um den Sinn deselben zu wenden. Sie wurde aus
Schmerz darüber tödtlich krank, alle Hoffnung des Lebens schien
verschwunden. Der Vater, seine Tochter unendlich liebend, ver-
lor alle Fassung, er meinte sterben zu müssen mit ihr. In der
größten Verzweiflung warf er sich in einem Nebenzimmer vor ein
Kreuzbild nieder, und gelobte mit lauter Stimme sich zu bessern,
wenn ihm Gott das Leben seines liebsten Kindes schenken würde.
Die Erhörung blieb nicht lange aus, Giovanna gesundete, und
der Vater hielt Wort. Er schloß sich mit der frommsten Innig-
keit an die Unschuld seiner Tochter an, weinend, betend, betrach-
tend mit ihr in heiliger Einsamkeit. Das früher in tausend Strah-
len nach eitler Weltlust auswärts ergoffene Leben kehrte mit ge-
sammelter Uebermacht in sein edles Selbst zurück, und trieb den
schönsten Spätfrübling heiliger Tugenden in's Daseyn. „O wäre
ich frei,“ rief er oft aus, „ich zöge mich in die tiefste Einöde
zurück, die Sünden meines vorigen Lebens zu beweinen!“ Am
liebsten redete er mit Giovanna vom Leiden Christi, beide weinten
oft herzlich zusammen über die Todespein ihres Gottes, und diese
süße Uebung gründete in der Tochter jene Kreuzeskunst, die sich
geröthet vom Blute des Erlösers tugendfreudig durch ihr ganzes
Leben zog. Abends gingen sie mit einander spazieren, anschauend
die Wunderbilder der südlichen Alpenwelt, die der Vater als Maler
so oft studirt, mit andächtigen Kunstsinne aufsteigend zur höchsten
Schönheit, welche Gott selber ist, weisend, ruhend in ihm mit
allen zarten Empfindungen ihrer Seele. Sah der Vater arbeitend
an der Staffelei, so las ihm die Tochter vor, mit heiliger Be-
geistigung während seine Seele, alle genialen Funken hervorlockend
in's Bild. Sie selbst gewöhnte sich durch diesen innigsten Verkehr
von frühesten Jugend auf mit allen erwachenden Fähigkeiten an

das Schöne in Gott, in der Natur und Kunst, und steigerte auf
diesem Wege ihre ohnehin empfindsame, ideale Geistesrichtung zur
höchsten Feinempfindung, die mit unerbittlicher Kraft alles Häß-
liche und Schmutzige von sich stieß. Und diese Geschmacksbildung
wirkte mit übermäßigem Gewichte auf ihr Inneres zurück, mit
Idealen füllend ihre Seele, alle Gemeinheit verdrängend, das
moralische Partgefühl ausbildend. Aus dieser Quelle stieß der
Adel ihrer Phantasie, die sich später in so kühnen Bildern über
die heiligsten Partien des christlichen Lebens ergoß. Sie verlor
schnell nach einander ihre liebsten Geschwister, und stand am Ende
allein bei ihren betagten Eltern als ihre letzte Stütze, ihre ein-
zige Lebensfreude, bei allem Ueberdrange ihres Herzens nach dem
Ueberflüthlichen doch keineswegs gesonnen, dem Ehestande zu ent-
sagen, wegen ihrer Schönheit und Bildung fortwährend das Ziel
vieler Bewerber, in der ganzen Stadt mit Achtung genannt als
reine Jungfrau, deren Wesen das Vorgefühl außerordentlicher Zu-
stände wach erhielt, oft in der äußerst empfindlichen Schwelge ihres
Alters nicht ohne tiefe Reize zu den erlaubten Freunden dieser Welt.
In dieser gefahrvollen und entscheidenden Periode ihres Lebens
erschien der berühmte Laienbruder Fra Tomaso von Bergamo in
Novaredo, aus Italien nach Deutschland ziehend zur Steuer der
katholischen Wahrheit. Er hielt sich längere Zeit daselbst im Klo-
ster seines Ordens auf, und erkannte beim ersten Anblicke den
höheren Beruf der hochbegabten Jungfrau, mit jenem Seherauge
der innern Welt, das die verwandte Gottesflamme in befreundeten
Seelen leicht durchschaut. „Der liebe Gott sucht dich,“ rief er
ihr zu, „um dich der Zahl seiner geliebtesten Bräute einzureihen,
und wenn du mit der unendlichen Liebe deines lebenswürdigsten
Heilandes mitwirkst, so wirst du von ihm große, unzählige Gna-
den erhalten.“ Giovanna fühlte sich bewegt, aber nicht bewegt
zum Uebertritte von ihren Weltgedanken in's jungfräuliche Gebiet
einer Braut Christi. Aber Bruder Tomaso ließ nicht ab, ein
ganzes Jahr kam er regelmäßig jede Mittwoch in ihr Haus, und
munterte sie auf, den letzten Anfaß von Welt Sinn für den Erlöser
freudig abzuschälen, während er daheim unaufhörlich weinte und
betete für ihr Heil. Diese Beharrlichkeit verletzte ihre noch nicht
ganz erloschene Eitelkeit, sie faßte allmählig einen unüberwindlichen
Abscheu gegen den Zudringlichen, und hätte gewünscht, sich seiner
lästigen Gegenwart ganz entziehen zu können. Der Gottesmann
durchschaute die Gedanken ihres Herzens, und sprach voll heiligen
Eifers: „Mag die ganze Hölle sich widersetzen, Jesus hat dich zu
seiner Braut erkoren, er achtete deine Undankbarkeit nicht, er will
und muß dich gewinnen!“ Mit diesen Worten verließ er Nove-
redo, und zog gen Innsbruck. Mit Giovanna's Ruhe war's nun
aus, eine mahnende, mit Fra Tomaso einverständene Stimme war
in ihrem Innern wach geworden, die ihr Tag und Nacht keine
Ruhe ließ, und alle Seelengründe unheimlich machte; sie bekämpfte
dieselbe mit aller Macht, mit der Aufopferung ihrer frischhen, blü-
henden Gesundheit, sie fiel zusammen wie eine angenagte Blume,
Angst und Mißmuth legten sich herzbedrückend um ihr Daseyn.
Sie suchte Zerstreung, das sonst so gehagte Allerweltsleben, aber
der Athem war ihr zu kurz, banges Herzklopfen pochte ihr in
tiefster Brust, trostloser Eckel an allen Dingen erfüllte sie mit
Furcht vor dem Gerichte ihrer eigenen Innerlichkeit. So schleppte
sie ihr müdes Daseyn ein ganzes Jahr weiter, freudelos, wachsend
im verstockten Sinne zur Vergrößerung ihrer Seelenqual. Als
sie aber einst ein frommes Mädchen erblickte, das den Ermahnun-
gen des Fra Tomaso willig gehorsam und sich ganz Gott geweiht
hatte, änderte ein geheimnißvoller Druck auf den Mittelpunkt ihres
Lebens auf einmal ihr ganzes Wesen; in Thränen ausbrechend,

flog sie der Glücklichen in die Arme, pries sie selig um ihres muthigen Sieges willen, und konnte nichts anderes als das Gleiche wollen. Mit der Heftigkeit ihres zarten, reizbaren Charakters stürzte sie in die tiefste Einsamkeit zurück, weinend über die Sünde der Verstockung, sich loslegend von jeder lockenden Aussicht dieser Welt.

Nach dieser glücklichen Aenderung ergoß sie sich in Gebeten und Anmuthungen zu Gott. Sich zu Bette legend dachte sie sich im Geiste in den Garten des Delberges an die Seite des verlassenen, blutschwihenden Erlösers, oder an's Kreuz ihres gepeinigten Bräutigams, und seufzte: „Nur deshalb will ich meinen müden Gliedern einige Ruhe gönnen, um meinem lieben Gott meinen Gehorsam zu beweisen!“ Liegend auf der linken Seite küßte sie in frommen Gedanken die Wunde seiner rechten Hand, ihre Seele in dieselbe empfehlend, ihn beschwörend bei den Schmerzen dieser hochheiligen Wunde, daß er sie ja gewiß auf die rechte Seite zu allen Auserwählten stellen möge. Ruhend auf der rechten Seite, empfahl sie sich und alle Frommen dem blutenden Heilande am Kreuze, küßend sein heiliges Herz, stehend um Beharlichkeit im Guten für Alle. Wenn sie die Füße bewegte, so fiel sie mit der reuigen Magdalena zu den Füßen Jesu nieder, weinend über ihre Sünden, den Erlöser bittend, daß er sie leite auf der schlüpfrigen Bahn der Tugend. Sie legte sodann stets ihre Hände in Kreuzesform, und flüßerte zu ihrem Geliebten, daß er ihr Ruhe gewähren möchte wie seinem Jünger Johannes an seinem göttlichen Herzen, betend zugleich für alle heiligen Seelen, die ihre jungfräuliche Keuschheit Gott aufgeopfert hatten. In der Nacht aus dem Schlafe erwachend, schämte sie sich tief, wenn sie die Heimgötter, und Willen und Zikaden hörte, wachend und lobend ihren Gott, während sie gesungen, und stieg mit ihren Nachtliedern lobend und singend zu ihrem Schöpfer auf. Sie wendete sich mit den feurigen Gluthen ihrer Seele an alle Stimmen der Natur, an alle Laute der Thiere, an alle Töne der Menschen, daß sie im stürmenden Zusammenklänge einsielen zu loben und zu preisen ihren Gott, den Urheber alles Lebens und Seyns, rauschend auf den Flügeln des Sturmwindes, kispelnd im Hauche der Abendluft, leise sich regend als Gotteswort im Herzen der Menschen.

Sie richtete eine kleine Zelle ihres elterlichen Hauses zur Einsiedelei ein, und zog sich in allen freien Stunden in die Stille derselben zurück, seufzend wie eine Turteltaube am Stamme des heiligen Kreuzes.

Mittlerweile war Bruder Tomaso in Innsbruck gottselig gestorben, mit seinem Tode besiegelnd das Wort an seine Schülerin Giovanna. In einem Briefe, den er kurz vor seinem Tode an Rathsherrn Echer in Roveredo geschrieben, sagt er:

„Uebergeben Sie sich ganz Ihrem Gott, Ihrem höchsten Gute. In diese Gnadenfülle möge Sie Gott ganz einsenken, und kein anderes Licht leuchte Ihnen als das himmlische, Sie selig einzuleuchten in die ewige Freude.“ Diese letzten Worte des Sterbenden, dieses Vermächtniß des Todten an die Lebendigen, machte auf Giovanna's Geist und Herz den nachhaltigsten Eindruck, sie spornend auf dem Wege des Heils, gedenkend ihres verklärten Freundes. Die außerordentlichen Wirkungen ihrer Gottesliebe, schon lange in leisen Anzeichen lebendig, stiegen allmählig heller auf, wie leuchtende Blitze in's schwüle Leben der Erde zuckend. Sie wurde in ihrem einsamen Holzkämmerlein oft so gewaltig entzündet von der Liebe zu Gott, daß ihr der enge Raum des Gemaches trampfend auf die Lebensgrüße wirkte, daß sie durch unsichtbare Gewalt aus ihrer Beklemmung gerissen, trunken und voll von ihrem Erlöser, schwebend, tanzend durch die Gänge des Hauses sang und jubelte, mit lauter Stimme ihren Bräutigam

lobend und preisend. Die Mutter, schon lange übel gestimmt durch die unwillförmige Geistesrichtung ihrer Tochter, plagte heftig wie sie war mit Vorwürfen aller Art in diese Ausbrüche der Gottesliebe herein, schalt sie eine Närrin, und schüttelte sie gleichsam aus ihrer Verückung. Aber ihr Vater milderte die Eingriffe der Mutter, mit der verückten Tochter einstimmend in den Preis der göttlichen Liebe, oft selbst ganz eingeschläfert in die Wönnen einer höhern Welt. Giovanna selbst war nach jedem Erwachen aus diesem jubilirenden Zustande tiefbeschämt, unendlich verlegen und fast verzagt. „O mein Gott!“ seufzte sie, „Deine göttliche Weisheit kann ja in mir wirken ohne diese äußern Zeichen! Si hst Du nicht, daß ich meine Mutter dadurch erbittere und kränke?“ Sie drängte sich mit Gewalt in sich zurück, ankämpfend gegen das Rauschen und Einströmen des göttlichen Geistes, um ihr Liebesglück zu verbergen, aber mächtiger als alle menschliche Vorsicht stürmte der innere Liebesdrang, es barst ihr einmal in diesem unnatürlichen Widerstreben eine Ader in den Athemgängen, große Blutströme entleerten sich gewaltsam, sie fast erstickend, eine lange Krankheit hätte sie bald getödtet, nur mit Mühe entging sie dem frühzeitigen Grabe. Damit fing auch ihr Kränkeln an, das sie lebenslang marterte, und erst mit dem Tode aufhörte, als die eingepreßte Flamme den engen sterblichen Leib verließ, um in Gott, ihrem wahren Elemente, zu glühen. Sie bändigte sich selbst mit Wachen, Fasten und allerlei Abtödtung, sie aß kein Fleisch, trank keinen Wein, und genoß überhaupt wenig, oft wochenlang fast gar nichts bei unaufhörlichem Brechreize und empfindlichen Magenschmerzen. Fast noch zerstörender als Ueberdrang der innern Gotteskraft wirkte das Bewußtseyn der frechen Weltünde auf ihr Gemüth und die zarten Fühläden ihres Leibes ein. Die letzten Fastenstage kam stets unennbare Trostlosigkeit über ihre Seele, eine Dürre des Geistes, die alle guten Gedanken, alle Empfindungen der göttlichen Liebe vertrocknete. Ein marternes Fieber besiel sie, alle Lebenskräfte gewaltsam niederarbeitend, so daß sie an der Aschermittwoche abgezehrt, todenbläsig von ihrem Schmerzenslager erstand, unendlich froh, daß sie leiden konnte für die Sünden der Welt. (Schluß folgt.)

Schweden und Norwegen.

Stockholm, 2. April. Zufolge Norwegischer Zeitungen vom März ist von Seiten der Norwegischen Regierung eine Proposition über Religions- und Gewissensfreiheit an das so eben versammelte Storting gelangt, und man ist sehr begierig zu erfahren, wie sich dasselbe dieser interessanten Angelegenheit gegenüber benehmen werde. Die Proposition der Regierung zeigt, vorausgesetzt, daß man nur die scandinavische Erstarrung in spirituellen Dingen in Betracht nimmt und keine Vergleichung anstellt mit andern Ländern, eine liberale Gesinnung. Sie lautet nämlich dahin: 1) daß es jedem Mitbürger freigestellt seyn solle zu einem andern christlichen Religionsbekenntniß als jenem der Staatskirche (der lutherischen) sich zu halten, ohne andere Folgen, als daß er im Abweichungsfalle, als Dissenter, zu Staatsämtern unfähig sey; 2) daß es (mit denselben Folgen für die Kinder im abweichenden Falle) den Eltern in gemischten Ehen zugestanden seyn solle, ihre Kinder in welchem christlichen Bekenntniß sie wollen zu erziehen. Zufolge derselben Berichte will man voraussehen, daß zwar das Storting in die Proposition der Regierung rückichtlich des ersten Punctes eingehen werde; der zweite Punct aber einige Discussion veranlassen dürfte.

Vergleicht man nun diese Norwegische Toleranz mit unsern Vorgängen in Schweden, so muß man billigerweise

zugestehen, daß in Norwegen mehr gesunder Verstand sey als hier in Schweden; denn, wie bekannt, ist hier noch voriges Jahr einer unserer Mitbürger vom Gerichte zweiter Instanz, gegen den Wortlaut des §. 16. der Constitution, zur Landesverweisung und zum Verlust seiner bürgerlichen und erbchaftlichen Rechte verurtheilt worden, weil er Katholik geworden ist. Zwar gab man sich seither der Hoffnung hin, entweder daß das oberste Reichsgericht, an welches der Verurtheilte appellirt hat, dieses harte Urtheil cassiren, oder daß die Reichsstände sich gegen eine solche sophistische Deutung des genannten §. 16. verwahren und sich der Gewissensfreiheit annehmen würden. Aber weder das Eine noch das Andere ist bis auf diesen Tag geschehen. Der Verurtheilte wartet schon bald ein Jahr vergebens auf irgend einen Entscheid von Seiten des obersten Reichsgerichtes, so daß es scheinen will, als ob dieses Tribunal weder ihn zu verdammnen noch frei zu sprechen vorhabe. Die Reichsstände sind auch schon seit zehn Monaten versammelt, ohne daß irgend ein günstiger Laut für die Sache der Gewissensfreiheit vernommen worden wäre, im Gegentheil, die einzige Motion, die in Bezug auf diese Angelegenheit bisher am Reichstage gemacht worden ist, lief auf die Proposition hinaus, das apostolische Vicariat in Schweden für jede Conversion eines staatskirchlichen Lutheraners zum Katholicismus verantwortlich zu machen, d. h. beide, den apostolischen Vicar und den Convertiten in das Exil zu schicken. Zwar sind die Stände in diese Proposition nicht eingegangen, haben aber auch nichts zu Gunsten der Gewissensfreiheit entschieden. Diese auffallende reichsständische Abneigung gegen Alles, was wirkliche Gewissensfreiheit heißt, hat denn auch zur Folge gehabt, daß das bekannte staatskirchliche Consistorium zu Stockholm neuerdings wieder Muth gefaßt hat die fast entschlafene Fehde mit dem so eben in Norwegen abwesenden apostolischen Vicar wieder aufzunehmen, in der Absicht ihn alles Ernstes mit einer Injurienklage vor Gericht zu ziehen, weil er voriges Jahr in seiner Verteidigung das Consistorium der Intoleranz beschuldigt und die Consistorial-Auslieferung des Convertiten Nilsson an das Gericht behufs der Landesverweisung u. s. w. eine „Verfolgung und Kreuzigung“ genannt hat; wobei sich einige staatskirchliche Blätter, Angesichts dieser Auslieferung und Verurtheilung, nicht entblöden zu behaupten, daß der apostolische Vicar durch diese Beschuldigung die Ehre der schwedischen Nation angegriffen, und daher „jedem ihm erwiesene Wohlwollen und Vertrauen nur mit der tiefsten Betrübnis könne angesehen werden.“ Welche Begriffe von Glaubensfreiheit! Aber freilich ist jetzt die Illusion über schwedische Aufklärung und gerühmte Toleranz in Europa vorüber, — und Das ist es eben, was die Leute so ingrimmig macht und so schwer vergeben wird. (Katholik.)

Frankreich.

Dem Rhein. Beob. wird aus Paris geschrieben: In einem Aufsatze des Rhein. Beobachters Nro. 101 — aus Ulm 6. April habe ich nicht ohne Bedauern einen meiner Ansicht und Erfahrung nach gänzlich einseitigen Angriff auf das Institut der barmherzigen Schwestern gesehen. Wer in den zahlreichen hiesigen Hospitälern das Wirken, die Aufopferung, die hohe, herrliche, christliche Humanität dieser Perlen des Katholicismus gesehen, ich sage mehr, gefühlt, wer den Unterschied kennt zwischen der weiblichen, zarten, aufopfernden Pflege und der rohen Faust männlicher bezahlter Krankenwärter, der kann

dem Institut der barmherzigen Schwestern (hier les soeurs de charité genannt) nur Ehrfurcht zollen. Glücklich jedes Land, jede Stadt, wo diese frommen menschenfreundlichen Frauen ihr Zelt aufschlagen, um die ekelhaftesten Kranken oft mit überirdischer Entsagung zu pflegen. Solche Wunder der Nächstenliebe thut nur der Glaube, und ich würde der Stadt Ulm Glück wünschen, wenn statt einer Glaubensspaltung der neuen Secten daselbst die barmherzigen Schwestern als Freundinnen und Pflegerinnen der Leidenden Eingang fänden. Da der Rhein. Beob. mehrmals ausgesprochen, er würde jeder ruhig dargestellten Ansicht seine Spalten öffnen, so liegt mir wesentlich daran, nach dem contra auch das pro in Bezug auf die barmherzigen Schwestern veröffentlicht zu sehen. Gar viele Deutsche, die, nach Frankreich verschlagen, Dienste in der Fremdenlegion nahmen und den langen Marsch durch die französischen Provinzen machten, haben persönlich Gelegenheit gehabt, in den Hospitälern (namentlich in dem großartigen Institut von Beaune in Burgund, Côte-d'or) die Pflege der barmherzigen Schwestern heilsam zu fühlen. Wie viele Protestanten sind nicht von den barmherzigen Schwestern also gepflegt worden. Hier in Paris thut dieser herrliche Orden nicht bloß in den Hospitälern einen schweren täglichen, nächtlichen Dienst, sondern wo ein Kranker in der Stadt weibliche Pflege verlangt, da werden ihm die gebenedeiten Schwestern gesandt, welche unsntgeltlich den Kranken besuchen, pflegen, seine Wunden verbinden, selbst Nachtwachen übernehmen. Wer allein, ohne Familie, in Paris lebte und diese herrliche katholische Institution um Hilfe ansprach, wird ihr eine innige, aus der Seele strömende Dankbarkeit widmen.

China.

Prof. Neumann in München schreibt in der Allg. Z. über die von Einigen bestrittene Aussetzung der Kinder in China unter anderem: „Die Begleiter der Gesandtschaft des Lord Amherst und andere Engländer, die sich längere Zeit in Canton aufhielten, namentlich der jetzige englische Consul und Missionär Tradescant Lay, glaubten die Chinesen seyen mit Unrecht des Verbrechens des Kinderaussetzens und Kindermordes beschuldigt worden, weil sie nämlich nichts davon gesehen haben. Auch Professor Neumann hat während seines Aufenthaltes in China keine Kinder auf den Straßen liegen und keine Leichname in den Flüssen schwimmen sehen. Er hat aber auch keiner Niederkunft beigewohnt, und könnte also, aus demselben Grunde, die Geburten wie die Vernichtung der Geborenen läugnen. Der gewöhnliche Fremde wie die auswärtigen Gesandten wurden ja bis vor Kurzem als Gefangene behandelt. Was konnten sie von dem Innern des Landes, von den bejammerungswerthen Vorfällen innerhalb der Familienkreise vernehmen! Ueberdies bedenke man, daß die Bevölkerung der Kreisstadt Kuangtong durch den starken Handelsverkehr zu einer in den andern Gegenden des Reiches seltenen Wohlhabenheit gelangte, welche sie in den Stand setzt für ihre zahlreichen Angehörigen zu sorgen. Müßiggang, Armuth und Verwilderung sind aber bei allen Völkern und in allen Zonen die alleinigen Ursachen der Verbrechen. In den übrigen Ländern der Mitte hingegen findet der Kindermord, wie uns neuerdings noch Güglaff als Augenzeuge versichert, statt, und zwar mit schamloser Grausamkeit. (China opened, I, 491).